

Zu meinem Wissenschaftsverständnis im Rahmen von Kontrapunkt

R. Levy

Vorbemerkung

Ich betone Kontrapunkt als Rahmen, weil meiner Ansicht nach vieles an unseren Diskussionen implizit auf diesen Kontext bezogen ist, gerade auch bei den Denkanstössen von Liliane, und ich es vorteilhaft finde, diesen Bezug explizit zu machen, um nicht in allzu abstrakte Diskussion abzuheben. Ich erhebe also nicht den Anspruch, eine allgemeine Wissenschaftstheorie zu skizzieren, sondern meinen Standpunkt als Soziologe in unserem konkreten Diskussionszusammenhang, und auch dies nur ansatzweise. Noch eine Vorbemerkung: ich denke bei meinen Ausführungen nicht an einzelne Kontrapunktmitglieder (ausser, wenn ich jemanden erwähne), sondern eher an anderweitige Kontakte und Lektüren. Es soll sich also bitte niemand persönlich visiert vorkommen!

Die Fragen, die Liliane aufwirft, sind meiner Ansicht nach mindestens dreiköpfig:

- Welche Disziplinen meinen wir tatsächlich, d.h. an welche denken wir konkret, wenn wir von Wissenschaft sprechen?
- Was verstehen wir, d.h. die in Kontrapunkt Versammelten, tatsächlich unter Wissenschaft bzw. was sollten wir darunter verstehen?
- Wie positionieren wir uns als öffentlich sprechende Wissenschaftler?

Welche Disziplinen meinen wir, wenn wir hier von Wissenschaft sprechen?

Da wir uns nicht oder kaum mit Naturwissenschaften befassen bzw. die von uns angesprochenen Probleme höchstens am Rand naturwissenschaftlich angehen, kann man sagen, es gehe dabei in erster Linie um Sozialwissenschaften (SoWi). Allerdings schliesst man damit grosse Teile der normativen Wissenschaften aus, vor allem die Juristerei, und das ist vermutlich nicht ganz zielführend (ich bezeichne sie so, um sie von den empirischen zu unterscheiden, ich meine keinerlei Wertung damit). Aber ich beginne mal bei den SoWi, bei den normativen Wissenschaften fühle ich mich nicht recht zuständig.

Die SoWi sind keine homogene Gruppe. Als einer, der sein berufliches Leben lang soziologische Forschung betrieben und konsumiert hat, ist mir bei der impliziten Gleichsetzung von Oekonomie mit SoWi höchst unwohl, wie sie gelegentlich in unseren Diskussionen und auch in Lilianes Papier durchscheint. Mir scheint sogar, die Oekonomie, wie sie sich jedenfalls gemeinhin darstellt, habe eher einen Sonderstatus im Rahmen der SoWi, und es mag nützlich sein, dies einmal etwas zu konkretisieren; ich komme auf mindestens fünf wichtige Aspekte.

Zum ersten gibt es eine stattliche Zahl anderer SoWi (Anfang einer Liste: Psychologie, Soziologie, Politikwissenschaften, Sozial- und Kulturanthropologie, Demographie, Sozialgeschichte).

Zum zweiten haben praktisch alle diese anderen SoWi, zumindest am Rande, aus ihrer Fachperspektive auch mit ökonomischen Phänomenen zu tun.

Zum dritten beruft sich die ökonomische Theorie und Praxis nach wie vor das allzu enge Menschen- und Handlungsbild des Rational-Choice-Modells, das die anderen SoWi unablässig als empirisch unzulänglich nachweisen (mit wenig faktischem Feedback zur Oekonomenzunft).

Zum vierten hält der ökonomische Mainstream im Gegensatz zu den anderen SoWi an einer monoparadigmatische Dominanz fest.

Und zum fünften hat die Mainstream-Oekonomie im Vergleich mit den anderen SoWi auch insofern einen Sonderstatus, als sie sich anscheinend nach wie vor recht einseitig auf ein naturwissenschaftliches Empirie- und Wissenschaftsverständnis beruft.

Ausserdem kommt es immer wieder vor, dass Oekonomen, die versuchen, aus ihren zünftigen Grenzen ausubrechen, etwa in Richtung Psychologie (so, wenn sie sich für Emotionen oder Glück zu interessieren beginnen), dies so tun, als gäbe es die Nachbardisziplinen nicht bzw. also ob man als Oekonome von ihnen nichts lernen könne. Deshalb erscheinen auch ökonomische Innovationsversuche aus der Sicht der anderen sowi Disziplinen oft als einigermaßen naiv und zu kurz gegriffen (sorry, ich will niemandem persönlich zu nahe treten!).

Es geht mir keineswegs etwa darum, die Oekonomie aus dem Kreis der SoWi zu exkommunizieren, ganz im Gegenteil - polemisch gedreht wünsche ich nichts anderes, als dass sie endlich voll darin ankäme. Aber es wäre empirisch falsch, sie in ihrem heutigen Zustand als typisches Modell der SoWi anzusehen. Es geht mir auch

nicht darum, in irgendeiner Weise wissenschaftliche "Kirchensprengel" einzurichten, sondern nur darum, zu einer realistischen Selbstwahrnehmung beizutragen. Die Negierung faktisch faktisch belangreicher Unterschiede behindert dies genauso wie die Errichtung künstlicher Grenzen.

Nur am Rande sei angefügt, dass nach dem Verständnis ihrer VertreterInnen die Psychologie am ehesten insofern auch einen Spezialstatus innehat, als nur ein Teil der PsychologInnen ihr Fach als SoWi ansehen, eine verschwindende Minderheit dagegen als Geisteswissenschaft und ein wachsender Anteil sich stark von naturwissenschaftlichen Modellen angezogen fühlt. Das scheint mir jedoch fürs bisherigen Innenleben von Kontrapunkt kaum von Belang, weshalb ich es bei dieser Bemerkung bewenden lasse.

Was sollten wir unter (Sozial-) Wissenschaft verstehen?

Jede empirische Wissenschaft beruft sich auf eine Reihe von Grundannahmen über ihren Gegenstandsbereich, hat also eine mehr oder weniger spezifische Ontologie. Obwohl es zwischen den verschiedenen SoWi auch diesbezüglich Unterschiede gibt, haben sie grundsätzlich einige solcher Elemente gemeinsam, besonders im Vergleich zu den Naturwissenschaften. Das wohl folgenreichste dieser Elemente ist, dass sich die SoWi, anders als die NaWi, mit Forschungsobjekten befassen, die ein selbstbewusstes Innenleben haben, die sich also auch selbst mit sich befassen - ob es sich dabei um soziale Gruppen, Individuen, Gesellschaften, Organisationen, Familien oder andere soziale Gebilde handle. SoWi und ihre Forschungsobjekte stehen deshalb grundsätzlich in einer potentiellen Konkurrenz in Sachen Deutungshoheit über dieses Innenleben. Daraus entsteht eine den SoWi eigene potentielle Vieldeutigkeit empirischer Aussagen und vor allem theoretischer Interpretationen, die zumindest ebensosehr sachbedingt ist, als dass sie dem oft bemühten noch jugendlichen Entwicklungsstand der entsprechenden Disziplinen geschuldet wäre. Deshalb auch ist es in den SoWi eher suspekt, wenn sich eine Disziplin nicht als multi-, sondern als monoparadigmatisch gebärdet. Und vermutlich ist auch deshalb in den SoWi die wissenschaftstheoretische Selbstverständigung wie auch die ständige Methoden- und Interpretationsdiskussion anscheinend wesentlich präsenter und entwickelter als in den NaWi - und, wie mir scheint, als in der Oekonomie.

Persönlich ziehe ich aber aus diesem Grundtatbestand - man kann ihn als Reflexivität des Forschungsobjekts bezeichnen - nicht den Schluss, die gültige Wissenschaftstheorie bzw. das gültige Wissenschaftsverständnis müsse relativistisch sein, wie es beispielsweise die postmoderne Bewegung postuliert. Genausowenig kann es im historischen Sinne positivistisch sein.

Das positivistische Wissenschaftsverständnis anerkennt die genannte Reflexivität zu wenig, das relativistische radikalisiert sie zu sehr ins Grundsätzliche. Beide verabsolutieren sachlich durchaus relevante Aspekte zu erkenntnistheoretischen Extrempositionen, die eigentlich zumindest in Teilen empirisch angegangen werden sollten. Ich lasse hier die Kritik der positivistischen Perspektive weg, weil wir schon Jahrzehnte dieses kritischen Diskurses hinter uns haben. Dies, obwohl ich oft den Eindruck habe, dieser wissenschaftstheoretische Standpunkt sei - unter den SoWi - in der Oekonomie noch weit verbreitet und zu wenig problematisiert.

Die relativistische Position ist - nicht nur meiner Ansicht nach - in ihrer radikalen Form schon logisch nicht haltbar, weil sie in sich widersprüchlich ist: wenn alle Aussagen über irgendeine soziale Realität grundsätzlich gleichwertig und nicht auf Wahrheit¹ prüfbar (und in dieser Hinsicht allenfalls hierarchisierbar) wären, dann gälte dies ja auch für die Aussage, alle diese Aussagen seien grundsätzlich gleichwertig und nicht auf Wahrheit prüfbar - sie kann deshalb auf dieser Grundlage nicht stimmig als richtiger angesehen werden als andere. Als Soziologe scheint mir, dass in der erkenntnisphilosophischen Wendung der alten soziologischen Erkenntnis, dass soziale Gebilde sozial konstruiert sind² (also auch wissenschaftliche Disziplinen und ihre Gehalte), wesentliche Momente verlorengegangen sind und die Verabsolutierung zum erkenntnistheoretischen Relativismus nur so möglich wurde. Um es etwas schnell und kurz zu sagen, und zur Illustration am konkreten Beispiel der Genderproblematik (völlig andere Beispiele könnten diese Argumentation genauso gut illustrieren, z.B. die Institution des Marktes, die demokratische Organisation einer Machtstruktur, die Eigenverantwortung von Individuen): dass Genderidentitäten sowohl als personale Selbstwahrnehmungen als auch als kulturell

¹ Zur Thematik der Wahrheit wissenschaftlicher Aussagen - was ist darunter zu verstehen, wie kann sie erreicht und wie überprüft werden - gibt es natürlich Bibliotheken. Ohne dies weiter auszuführen behaupte ich, empirische Wissenschaft ohne Wahrheitsanspruch sei eine Unmöglichkeit, auch wenn die einmal erreichte Wahrheit grundsätzlich als vorläufig und kritisierbar anzusehen ist.

² Der Begriff selbst wurde von zwei illustren Soziologen in den 60er Jahren mit einem klassisch gewordenen Buch lanciert: Peter L. Berger & Thomas Luckmann, *The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge*. Doubleday, Garden City 1966.

geteilte Vorstellungen sozial konstruiert sind, macht sie wohl in einem grundsätzlichen Sinn "arbiträr" insofern, als sie nicht als naturbedingt gerechtfertigt werden können. Dies heisst aber noch lange nicht, dass sie jederzeit abgelegt oder geändert werden können wie ein modischer Look, denn sie werden - anders als der Look oder andere Modephänomene - von starken Reproduktionsmechanismen aufrecht erhalten. So weit sie bestehen, sind sie in soziologischer Perspektive objektive, d.h. nicht vom Forschungsprozess generierte Gegebenheiten. Dieser Tatbestand macht allerdings weder die grundlegende Unterscheidung von Struktur- vs. Wahrnehmungsphänomenen überflüssig (leider oft ihrerseits und leicht missverständlich "objektive" und "subjektive" Phänomene genannt) noch jene zwischen der mikrosozialen Ebene der Individuen und ihrer Interaktionen und den meso- und makroskopischen Ebenen der sozialen Organisation solcher Interaktionen.

Mit anderen Worten: die erkenntnistheoretische Objektivität sozialer Phänomene sagt nichts über ihre Natur aus, sondern setzt sie nur in einen Status des "Gegenüberstehens" für die Forschung. Dies heisst bei weitem nicht, dass all diese Phänomene grundsätzlich gleicher Natur, d.h. gleicher Art und gleicher Wirkungsmacht sind. Und, was für eine naturwissenschaftlich geprägte Perspektive vielleicht noch irritierender ist: diese Natur ist nicht stabil, sondern ist ihrerseits relational, denn sie gehört mit zum sozialen Objektbereich. Hierzu wieder eine einfache Illustration: Organisationen gehören, von ihrer Umgebung oder von ihren Untergebenen aus betrachtet, zu den "härtesten", mächtigsten und widerständigsten sozialen Gebilden, sie haben für (fast) all jene, die irgendwie mit ihnen zu tun haben, eine unumgehbare und unveränderbare Faktizität. Organisationen sind nicht nur rationale Koordinationsveranstaltungen zur effizienten Erreichung spezifischer Ziele, sie sind samt und sonders auch Machtapparate (hat Weber exemplarisch analysiert und gilt nach wie vor, um welche Organisationen es sich auch immer handle). Für ihre Machttträger sieht dies aber völlig anders aus, denn aus deren Perspektive erscheinen sie als "weich", gehorsam, modellierbar, genau deshalb, weil sie die Möglichkeit haben, die fragliche Organisation zu leiten und zu gestalten. (Auch hier liessen sich die Illustrationen fast beliebig vermehren; anderes Beispiel: die Familie kann ihren Mitgliedern unhintergehbare Zwänge auferlegen, ist also ihnen gegenüber "stark", hat aber gegenüber der sie umgebenden institutionellen Umwelt so gut wie keine Einflussmacht, ist in *dieser* Beziehung also "schwach".) Wie Figura zeigt, ist soziale Realität relational, also kontextgebunden und nie "essentiell" oder

immanent. Deshalb kann man auch die vorwiegende Erkenntnisstrategie der typischen SoWi (hier scheint eine wichtige Ausnahme für die Psychologie auf) diagnostizieren als die Suche von Erklärungen für ein gegebenes Phänomen aufgrund seiner Kontexteinbettung.

Vielleicht sollte auch noch angemerkt werden, dass Verhalten genauso wie Vorstellungen zu den wichtigen Erkenntnisobjekten der SoWi gehören. Die empirische Forschung zeigt aber, dass sie nicht einfach im Sinn einer einfachen Sequenz hintereinandergeschaltet sind, so dass es in erster Linie Vorstellungen (Werte, Normen, Deutungen, Absichten) wären, die zu Verhalten führen und es somit erklären. Ein solches Modell wäre zu kulturalistisch (Vorstellungen als wichtigste Erklärungsgründe) und zu individualistisch (die Gründe für Verhalten sind vor allem im Individuum zu suchen). Die Zusammenhänge zwischen Vorstellungen bzw. kulturellen Elementen und Verhalten sind zugleich meist komplexer und situationsabhängig, und müssen deshalb auch entsprechend komplex und konditional konzeptualisiert werden.

Ein letzter Punkt: Wissenschaft wird als soziale Veranstaltung betrieben, wie alle anderen sozialen Tätigkeiten. Viele Aspekte und Mechanismen teilt sie mit ähnlich organisierten Gebilden: eine organisationelle Rahmung, deren hierarchische Gliederung, institutionalisierte Funktionsregeln, Macht- und Prestigemechanismen, Ein- und Ausschlussphänomene, Aufstiegsmotivation der Mitglieder usw. Dennoch ist sie hinsichtlich ihrer Zielsetzung nicht ohne weiteres anderen sozialen Gebilden gleichzusetzen, denn diese besteht in der Suche nach Wahrheit bzw. intersubjektiv gültigem Wissen über einen bestimmten Gegenstandsbereich, und diese Zielsetzung dient als Hauptrechtfertigung für die meisten ihrer Selektionsmechanismen.

Davon auszugehen, dass ihr gesamtes Funktionieren effektiv nur Wahrheit sicherstellt, wäre illusorische Ideologie, davon auszugehen, dass sie ausschliesslich ihrer institutionellen Selbsterhaltung dient, wäre allerdings dasselbe. Auch hier besteht eine Spannung zwischen idealem Anspruch und dessen effektiver Erfüllung, und die soziale Verfasstheit wissenschaftlicher Forschung kommt der Erkenntnisorientierung immer wieder in die Quere.

Das genügt jedoch nicht, um von diesem Gesichtspunkt her einen erkenntnistheoretischen Relativismus zu begründen, aus mindestens zwei Gründen. Zum ersten sind andere soziale Veranstaltungen nicht in erster Linie auf Erkenntnisfindung ausgerichtet (mit weitgehender Ausnahme gerichtlicher

Untersuchungen), sondern auf andere Ziele, die im übrigen häufig weniger ausdrücklich formuliert sind. Zum anderen besteht die erkenntnistheoretische Grundsituation der soziologischen Forschung nicht aus der unmittelbaren Gegenüberstellung von (einsamem) Forscher und (flüchtigem) Forschungsgegenstand, denn der Forscher und die Forscherin ist in meist vielfältige unmittelbare und weiter entfernte gleichgerichtete Netzwerke integriert und interagiert forschend mit ihnen, stützt sich auf die Produktion der relevanten Forschergemeinschaft, publiziert zu ihren Händen und bezieht sich auf deren Normen. All dies ist an der konkreten Forschungsaktivität und damit an der Erkenntnisproduktion beteiligt.

Forschungsergebnisse ergeben sich aus der Interaktion zwischen einem forschenden und einem beforschten System, wobei zwischen beiden auch so etwas wie ein Machtverhältnis besteht. Extrembeispiele: einerseits, die Situation der Gödelschen Unbestimmtheit, wo der Forschungsakt gegenüber dem Beforschten derart bestimmend ist, dass er über die Natur des Gefundenen entscheidet, andererseits astronomische Forschung, soweit sie nicht direkt ins beobachtete Geschehen interveniert, sondern - natürlich selektiv gemäß ihren methodischen Entscheidungen und Möglichkeiten - auf "Geliefertes" reagiert, ohne im geringsten das liefernde System beeinflussen zu können (wohl aber, natürlich, dessen methodisch konstruiertes Abbild).

Die Problematik der Beeinflussung des Beforschten durch den Forschungsakt liegt zwischen diesen Extremen, gerade im Fall der SoWi, und genau hier bringt es nicht viel, sie grundsätzlich zu postulieren, sie muss in jedem Fall sorgfältig abgeschätzt werden. Dies aus mindestens zwei Gründen. Zum einen spielt so etwas wie ein "Mächtigkeitsverhältnis" zwischen den ForscherInnen und den Beforschten bzw. dem, was beforscht wird, eine wesentliche Rolle; es muss fallweise abgeschätzt und in Rechnung gestellt werden. Zum anderen hängt die Problematik auch stark vom Forschungsdesign und der gewählten Methodologie ab. Extrembeispiele bei der Methodologie sind einerseits die so genannten nichtreaktiven Verfahren, bei denen es gar nicht zu einer direkten Interaktion zwischen den beiden "Partnern" im Forschungsprozess kommt (Beispiel: Messung der Beliebtheit von ausgestellten Kunstwerken aufgrund der Erosion des Fußbodens um sie herum), andererseits die teilnehmende Beobachtung, bei der alles auf direkter Interaktion beruht und die beobachtende Person sozusagen das Hauptmessinstrument ist). Es wäre deshalb grundlegend falsch, epistemologische Überlegungen über SoWi beispielsweise auf dem generalisierten Modell der anonymisierten Befragung aufzubauen.

Auch diesbezüglich gibt es tendenziell starke Unterschiede zwischen verschiedenen SoWi, die die Realität der Methoden- oder Erkenntnisdiskussionen beeinflussen, obwohl sie nur selten ausdrücklich berücksichtigt werden. Soziologen und wohl noch stärker Sozialanthropologen konstruieren ihre Daten meist selber und haben deshalb ein relativ weit gehendes selbstkritisches Methodenbewusstsein entwickelt, ganz besonders in Bezug auf die Problematik der Operationalisierung von Konzepten und ihrer Gültigkeit. Psychologen und Sozialpsychologen sind grundsätzlich in einer ähnlichen oder sogar noch problematischeren Situation,³ dort versucht sich aber die Fachzunft so stark durch Standardisierung von Skalen abzusichern, dass die Operationalisierungsfrage sich im einzelnen Forschungsprojekt im Wesentlichen oft auf die Wahl der angemessenen und fachlich akzeptierten Mess-Skala beschränkt, u.a. deshalb, weil anders die meisten Fachzeitschriften die Publikation darauf beruhender Artikel verweigern. Das wirft dann andere Probleme auf, die uns aber hier nicht beschäftigen müssen. In der Oekonomie ist die Sachlage meistens nochmals anders: die wenigsten Ökonomen, falls sie überhaupt empirisch forschen, konstruieren ihre Daten nicht selbst, sondern verwenden schon vorhandene, etwa von statistischen Ämtern oder durch andere institutionelle Prozesse generierte Daten.

Wie positionieren wir uns als öffentlich sprechende Wissenschaftler?

Müssen wir uns als Wissenschaftler auf wenn-dann-Aussagen beschränken und im Uebrigen wertabstinent bleiben? Die Beantwortung dieser Frage scheint davon abzuhängen, was wir unter Wissenschaftler verstehen. Dies scheint mir aber eine Spitzfindigkeit, die keine Lösung bringt. Entweder meinen wir mit "Wissenschaftler" jenen Teil einer Person, der einzig wissenschaftlich tätig ist und neben anderen Tätigkeiten besteht, oder wir meinen damit einen Menschen, der unter anderem die berufliche Tätigkeit hat, Wissenschaft zu betreiben und als solcher oder solche sozial wahrgenommen und angesprochen wird. In beiden Fällen gehört grundsätzlich die Einbettung in andere (als wissenschaftliche) soziale Zusammenhänge zum Menschsein, ob wir diese als weitere sozialen Rollen derselben Person etikettieren oder als Bestandteil einer weiter gefassten Berufsrolle. Diese Einbettung nehmen wir

³ Im Unterschied zu den SoWi im engeren Sinn haben sie es viel häufiger mit inneren Zuständen zu tun, die nicht von aussen beobachtet werden können - deshalb wohl auch die besondere Attraktivität bildgebender Verfahren in den letzten Jahren.

als Mitglieder von Kontrapunkt ernst, in dem wir versuchen, uns als die Wissenschaftler, die wir sind, in die politisch orientierte Diskussion um die Lösung anstehender Probleme einzubringen. Ich sehe insofern keinen Widerspruch darin, unser Wenn-Dann-Wissen auf gesellschaftliche Ziele zu beziehen und auch zu solchen Zielen Stellung zu nehmen. Unsere Wissenschaftlichkeit in der öffentlichen Diskussion kann nicht auf Wertabstinenz beruhen, sondern auf unserer Fähigkeit, besonders scharf zwischen faktischer und normativer Argumentation zu unterscheiden.

Natürlich erfordert es die intellektuelle Ehrlichkeit, Wertpositionen nicht als wissenschaftliche Wahrheiten auszugeben; uns des einen oder anderen ganz zu enthalten, würde aber die Möglichkeit ausschliessen, "public scientists" zu sein, die wir gerade suchen. Unsere wissenschaftliche Erfahrung erleichtert es uns aber, die Beziehungen zwischen Wertpositionen und der Beurteilung alternativer Interventionsmöglichkeiten transparent zu machen, was der politische Diskurs nicht ohne weiteres leistet. Insofern hat unsere intellektuelle Disziplin eine politische Nutzenanwendung, die ihrerseits einen Teil unseres Engagements begründen kann.

Gerade bei diesem Engagement wird jedoch die potentielle Konkurrenz zwischen sowi Argumenten und Alltagswissen aktiviert. Staatsbürger und insbesondere Politiker haben nicht auf die SoWi gewartet, um sich Vorstellungen über Beschaffenheit, Funktionieren und wünschbare Entwicklung "ihrer" Gesellschaft bzw. ihres Platzes in ihr zu machen, und wenn es dabei Divergenzen gibt, können daraus Konflikte oder einfach Ablehnung wissenschaftlicher Argumente resultieren. Wollen wir positive Aufmerksamkeit finden, müssen wir also immer mit überlegen, welche Interessen unsere Argumente unterstützen und welche sie gefährden, das kann uns erlauben, die LeserInnen besser bei ihren Denkgewohnheiten "abzuholen" und nicht sofort Abwehrreaktionen zu aktivieren. Diese Problematik ist u.a. deshalb besonders wichtig, weil in der Schweiz keine Schule auf voruniversitärem Niveau SoWi auch nur ansatzweise unterrichtet und wir es deshalb mit einem gesellschaftlich (oder genauer gesellschaftswissenschaftlich) weitgehend analphabetischen Publikum zu tun haben. Diese Ausgangssituation ist wesentlich anders für die Probleme, die uns interessieren, als für solche naturwissenschaftlicher Art.